



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die gläubige Naturforschung und die biblische Schöpfungsgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die gläubige Naturforschung und die biblische Schöpfungsgeschichte.

Andreas Wagner, Geschichte der Urwelt. Leipzig, 1857. 2. Auflage. Erster Theil. 550 Seiten. —

Wir beabsichtigen nicht, eine Kritik oder eine Analyse des wissenschaftlichen Theils des angeführten Buches zu geben; sondern müssen das den naturwissenschaftlichen Zeitschriften und den Geologen von Fach überlassen. Von allgemeinem Interesse scheint uns dagegen die „Vergleichung des mosaischen Schöpfungsberichts mit den Ergebnissen der Geologie“ zu sein. An sich sind freilich die Bemühungen, die biblische Schöpfungsgeschichte mit den Lehren der Naturwissenschaft in Einklang zu setzen, von geringer Bedeutung; der unbefangene Leser der Bibel wird sich nicht einreden lassen, daß Moses tiefere Kenntniß der Natur besessen, als die unmittelbare Anschauung der Natur ergibt und ebensowenig wird man einräumen können, daß dem religiösen und sittlichen Gehalte des alten Testaments Abbruch geschieht, weil Moses das kopernikanische Weltssystem nicht kannte oder weil die Traditionen von Noah das Gepräge des Mythischen tragen. Aber auf die religiösen Bestrebungen unserer Zeit wirkt die Kenntnißnahme von jenen Bemühungen einiges Licht; wir erfahren, daß für eine heutige Religionspartei die Untersuchung von Wichtigkeit ist, ob Moses richtige oder unrichtige astronomische und geologische Vorstellungen besessen und wir sehen mit Bedauern einen verdienstvollen Naturforscher, mit einer gewissen Genugthuung eine anmaßende religiöse Partei sich in die unglaublichsten Spitzfindigkeiten verrennen, um den naturwissenschaftlichen Erwerb von Jahrtausenden in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts zu entdecken.

Der Verfasser behauptet zunächst, daß Moses seine Kenntniß von der Schöpfungsgeschichte einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung verdanke; hiernach müßte ihm also Gott selbst in hebräischer Sprache das Erforderliche erzählt haben, — eine Vorstellung, die zwar schwierig, aber einmal üblich ist. Er verlangt ferner, daß deshalb die Naturforscher an der Uebereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte die Richtigkeit ihrer Untersuchungen bemessen sollen; wir können nicht leugnen, daß uns das gegen die Unbefangtheit seiner eignen, vorzugsweise neptunistischen Ansichten etwas mißtrauisch macht. Eine andere Aeußerung erhöht noch dieses Mißtrauen; er findet nämlich den Ausspruch des Kirchenvaters Augustinus sehr richtig, welcher sagt: „daran müssen wir unzweifelhaft festhalten, daß wir zeigen, es sei unsern heiligen Büchern nichts entgegen, was die Weisen der Welt über die Natur der Dinge wahrhaft beweisen konnten u. s. w.“ und ferner: „aber es möchte jemand sagen:

wie, sind die Worte unsrer heiligen Schriften: der den Himmel ausgebehnt, wie ein Fell, nicht der Behauptung entgegen, daß der Himmel die Form einer Kugel habe? Wenn diese Behauptung falsch ist, so dürfen ihr diese Worte allerdings entgegen sein, denn wahrer ist der Ausdruck der göttlichen Autorität, als die Vermuthung des beschränkten menschlichen Denkens. Sollte aber gedachte Behauptung durch so gewichtige Gründe unterstützt werden können, daß darüber jeder Zweifel verschwindet, so wäre nur zu zeigen, daß der Ausdruck „Fell“ jenen wahren Gründen nicht entgegen sei.“ Wir wollen gern glauben, daß Augustinus bei der Aufstellung und Wagner bei der Empfehlung dieser Regel in gutem Glauben gehandelt haben, aber dadurch wird das Verfahren selbst nicht löblicher, der gegebene Satz soll und muß vertheidigt werden, geht es mit dem Wortlaute nicht länger, so gibt man diesem einen andern Sinn, den man nach Bedarf wieder umdrehen kann — das ist nichts Anderes als Sophistik in ihrer höchsten Vollendung. Daß Wagner das nicht bemerkt hat, ist auffallend und bedauerlich, namentlich da er sich von jener Regel nur zu sehr hat leiten lassen. Er möge das nicht vergessen, wenn er von der „Richtigkeit und Verkehrtheit einer gottentfremdeten Weltanschauung“ anderer Naturforscher wieder einmal reden will.

Größere Mäßigung in den Ausdrücken und größere Correctheit in einzelnen Angaben dürften dem Verfasser überhaupt anzurathen sein. Er erobst sich nicht selten über Schriften Andersdenkender so sehr, daß man an der Unparteilichkeit seines verdammenden Urtheils mehr als zweifelhaft werden muß. An einer Stelle sagt er sogar: die Einheit der Menschenart könne mit einer solchen Evidenz dargethan werden, daß kein Naturforscher von gesunden Sinnen auch nur im Mindesten daran gezweifelt habe. Angesichts namhafter Gegner, insonderheit Burmeisters, ist dies eine ebenso falsche, wie plumpe Insinuation. Von der hegelschen Philosophie sagt er, die Erfahrungswissenschaft müsse sie verachten, und habe gar keine Notiz von ihr genommen, der schellingschen Lehre habe sich dagegen kein Naturforscher entziehen können. Die Naturwissenschaft hat nun zwar die schellingsche Philosophie eingelassen, aber sie nachher mit noch größerem Eifer wieder hinausgeworfen und sich grade dadurch vor jeder Philosophie, selbst der hegelschen zu hüten gelernt.

In der Polemik gegen Strauß nennt er die Vorstellung von einer unbegrenzten Körperlichkeit und Sinnenwelt absurd und behauptet, tiefer forschenden Astronomen werde es immer mehr zur Gewißheit, daß der Sternenhimmel kein grenzenlos Unendliches sei, sondern ein geschlossenes Ganze ausmache. Diese Astronomen aber, wenn es deren wirklich gibt, können wenigstens nicht tief in die Analyse des Unendlichen eingedrungen sein.

Wir finden es nach solchen Proben unnöthig, dem Verfasser weiter in seinen polemischen Erörterungen zu folgen und wollen lieber gleich zu seiner Auslegung der Schöpfungsgeschichte übergehen.

Hier tritt uns denn zuerst eine Conjectur entgegen, wie sie Kühner, kolossaler wol noch nie einem Ausleger entsprungen ist. Es ist nämlich, wie Wagner sagt, von jeher streitig gewesen, ob der erste Satz des alten Testaments, („im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“) und der zweite („und die Erde war wüste und leer“) eine ununterbrochene Zeitfolge beschreiben sollten, oder ob zwischen den in beiden erzählten Ereignissen ein unbestimmter Zeitraum verlossen sei. Hier eine Lücke anzunehmen, hätten sich, wie er sagt, schon längst einige Ausleger veranlaßt gesehen, weil in der Schöpfungsgeschichte gar keine Zeit angegeben wäre, zu welcher der Fall der Engel stattgefunden. Dies sei nun, wie er mit andern annehme, zwischen dem ersten und zweiten Bibelverse geschehen, da hätten die gefallenen Engel die ganze Erde verwüstet, und Gott hätte in dem Sechstagerwerke eine neue Ordnung wieder herstellen müssen. Unsere Leser mögen das nicht für einen Scherz halten; es ist ernsthaft gemeint, und der Verfasser beruft sich auf andere bekannte Namen: Buckland, Schubert, Hengstenberg und Kurz, unter denen namentlich der letztere die Sache mit großer Klarheit (!) behandelt habe. Wagner hat früher, wie es scheint, vor dieser kühnen Auslegung selbst gestuzt; aber jetzt zieht er sie auch der andern (nämlich dem natürlichen Verständnisse) vor. „Namentlich, fährt er fort, sind wir mit ihr, wie Hengstenberg richtig bemerkt, dem lästigen Zwange überhoben, die Entstehung der untergegangenen Organismen in das Sechstagerwerk einzuzwängen, der Streit zwischen neptunischer und vulkanischer Entstehung der Erde berührt dann die Bibel gar nicht, weil sie über diese Punkte ein vollständiges Stillschweigen bewahrt und jeder geologischen Hypothese gegenüber sich vollkommen indifferent verhält. Auch der Zeitraum der einzelnen Tage des Sechstagerwerks läßt sich leichter mit den Vorstellungen der Geologen in Einklang bringen, weil nach der zweiten Deutung nicht die Schöpfungsgeschichte des Universums, sondern nur die Restitution derselben zur Aufnahme der Menschen berichtet wird.“

Hier haben wir gleich die Nuganwendung der kirchenväterlichen Lehre; in die Verse der Schöpfungsgeschichte lassen sich die geologischen Theorien nicht mehr hineinzwängen, man zwänge sie also zwischen dieselben, lese zwischen zwei Zeilen eine ganze Weltgeschichte und die Sache ist gemacht!

Bei der Erläuterung des ersten Tagewerks hat Wagner einen andern wunderbaren Gedanken gefaßt. Nach der vorgetragenen Annahme hat er zwar nicht nöthig, unter einem Tage einen unbestimmten, längern Zeitraum zu verstehen, aber um sich für alle Fälle zu sichern, führt er an, daß man für die drei letzten Tage jedenfalls mit einer vierundzwanzigstündigen Frist ausreiche, daß

aber für die ersten drei Tage der Maßstab nicht aufbewahrt worden sei, weil die Sonne erst am vierten Tage auftrete, also auch erst von diesem Tage an als Regulator der Tageslänge (!) angesehen werden könne. Hiernach scheint Wagner zu glauben, daß Gott, der dem Moses doch die Schöpfungsgeschichte offenbart haben soll, die Länge eines Tages (einer Erdumdrehung) nicht beurtheilen konnte, weil noch keine Sonne schien.

Beim zweiten Tagewerk hält es der Vf. für nothwendig, den Einwand zu widerlegen, daß die Scheidung des oberen und unteren Wassers zu unbedeutend für ein ganzes Tagewerk wäre, darunter sei nämlich die Constituirung der Atmosphäre zu verstehen, und damit sei ein Großes geschehen. Wir können uns also darüber beruhigen, daß der liebe Gott am zweiten Tage auch eine ausreichende Arbeit vollbracht habe.

Beim dritten Tagewerke heißt es „die moderne Aufklärung hat die große Entdeckung gemacht, daß der Tod lange vor dem Auftreten der Menschen in der Schöpfung geherrscht habe, und demnach keine Folge des Sündenfalles des letzteren sei.“ Dieser Einwurf ist zwar an sich begründet, aber doch, insofern er gegen die Bibel gerichtet wird, völlig ungerechtfertigt, weil damit zwei verschiedene Weltordnungen confundirt werden, von denen die erste vor den Zeiten des Menschen abgelaufen und daher auch außer aller Wechselbeziehung mit ihm gebracht ist. Was den Untergang dieser ersten Weltordnung mit ihrer Thierwelt herbeigeführt hat, dies hat uns die Offenbarung nicht enthüllt, und die Naturwissenschaft weiß hierüber nichts zu sagen. Was dagegen die Disharmonie in den gegenwärtigen Zustand der Schöpfung gebracht hat, wissen wir mit voller Gewißheit, denn hierüber schweigt die Bibel nicht, sondern sie gibt als Grund den Fall des Menschen an, der, was sich von selbst versteht, nur auf die gleichzeitig mit ihm auf der Erde lebenden, keineswegs aber auf die schon lange vor ihm erloschenen Geschöpfe einen Einfluß ausüben konnte. Die Bibel aber, wie schon mehrmals erwähnt, gibt lediglich Auskunft über die dermalige Weltordnung und in diese ist der Tod allerdings erst durch den Fall der Menschen gekommen. Die heilige Schrift steht daher in keinem Widerspruche mit der Naturforschung, sondern diese ist nur unberechtigterweise in sie hineingetragen worden.“ Die Weltgeschichte zwischen dem ersten und zweiten Bibelverse war doch ein glücklicher Griff, jetzt erfahren wir schon, daß damals auch eine ganz andere, mit der jetzigen nicht einmal in Wechselbeziehung gebrachte, Weltordnung existirte, wovon weder die Bibel, noch die Naturwissenschaft etwas sagt. Wir bedauern nur die armen Thiere, welche unschuldigerweise einmal durch die bösen Engel und ein zweites Mal durch den Sündenfall zum Tode verurtheilt worden.

Die vorweltlichen Thiere sind überhaupt das Kreuz der Ausleger. Sie haben nämlich auffallend große Augen, und es muß daher, damit sie diese Grenzboten. III. 1857.

gebrauchen konnten, schon zu ihrer Zeit Licht gegeben haben. Wagner findet es deshalb ganz begreiflich, daß es in der ersten Weltordnung schon helle gewesen sei, als die Engel aber alles vernichtet hatten, sei wieder eine grauenhafte Finsterniß entstanden. Jetzt schuf Gott aber zuerst das Licht, am dritten Tage ließ die Erde schon Gras, Kraut und Bäume aufgehen und erst am vierten Tage erschien die Sonne. Wie ist dies zu erklären? Hierüber gibt der Vf. uns beim vierten Tagewerke Auskunft.

Budland, sagt er, habe schon die Hypothese aufgestellt, die Sonne sei schon vor undenklichen Zeiten geschaffen, aber durch Dünste und Nebel verhüllt gewesen; erst am vierten Tage sei sie dann zu ihren Dienstleistungen zugerichtet worden. Aber dies findet Wagner mit dem Wortlaute der Bibel doch unvereinbar. Er meint daher, am ersten Tage sei wirklich das Licht geschaffen, aber nicht das Sonnenlicht, sondern nur das allgemeine Lichtagens, wir wüßten ja doch, daß das Zerbrechen oder Reiben harter Körper, die Compression von Luftarten, der Verbrennungsproceß, die Electricität u. s. w. auch ohne Einwirkung der Sonne ein Leuchten hervorbringe. Er beruft sich auf Humboldt, der das Nordlicht als ein der Erde eigenthümliches Leuchten bezeichnet und meinte, solches Nordlicht habe vor der Erschaffung der Sonne auf der Erde stattgefunden. Der alte Haydn hat darnach in seiner ehrlichen Naivetät einen großen Fehler gemacht, als er in seiner Schöpfung aus dem finstern Chaos plötzlich das schöne klare Sonnenlicht hervorbrechen ließ, er hätte nur eine Art von Nordlicht spielen lassen dürfen. Es scheint Wagner indessen doch bedenklich gewesen zu sein, die Erschaffung der Sonne später zu setzen, als die der Erde, er sagt freilich nicht warum, aber natürlich wäre durch eine nachträgliche Erschaffung des Centralkörpers eine so enorme Revolution auf der Erde entstanden, daß selbst die bösen Engel keine ärgere hätten anrichten können. Er findet daher annehmbarer, daß die Gestirne zwar schon vorhanden, aber dunkel gewesen seien, später seien sie nur für ihre besondere Bestimmung zubereitet worden, das allgemeine Lichtagens habe sich in concrete Centralpunkte concentrirt, das Licht sei an die Sterne gewiesen worden. Daß der Sonnenkörper an sich dunkel und nur von einem leuchtenden Dunstkreise umgeben sei, scheint ihm zu nicht geringer Bestätigung seiner Ansicht zu dienen. Unsere Leser werden diese Conjecturen vielleicht etwas zu scharfsinnig finden, und die Physiker über dies Concentriren und Hinweisen des Lichts etwas bedenklich werden, aber was ist zu machen? Die Schöpfungsgeschichte und die Physik sollen und müssen nun einmal übereinstimmen. Wenn also in der Bibel steht, Gott machte zwei große Lichter, ein großes und ein kleines, dazu auch Sterne und setzte sie an die Feste des Himmels, so muß, es koste was es wolle, darunter verstanden werden, alle Gestirne waren schon da, aber es fehlte den Fixsternen noch der leuchtende Dunstkreis, dieser wurde ge-

schaffen, und darauf fingen denn Planeten und Trabanten auch an zu scheinen.

Wir begreifen zwar nicht, wie bei der fürchterlichen Kälte, welche vor Existenz des leuchtenden Dunsfkreises auf der Erde herrschte, schon Gras, Kräuter, ja Bäume aufgehen und sich erhalten konnten. Aber auch dafür hat Wagner gesorgt, er sagt, diese hätten nur das allgemeine Lichtagens nöthig gehabt. Nun will uns zwar scheinen, als ob dieses fabelhafte Lichtagens noch sehr verschieden sein müsse von den concentrirten Licht- und Wärme- strahlen der Sonne, aber wer kann das wissen? Es muß doch wol auch so haben gehen können, denn sonst wäre ja Bibel und Naturwissenschaft nicht im Einklange. Das Fell muß sich so lange dehnen und recken, bis es paßt. Da bei den folgenden Tagewerken die Auslegung sich weniger um naturwissen- schaftliche Erörterungen dreht, so gehen wir gleich zu der Abhandlung von der Sündflut über.

Man habe, sagt Wagner, zuvörderst die Möglichkeit bestritten, daß so viel Wasser hätte zusammengebracht werden können, um alle Berge zu über- decken, und gefragt, wie Moses hätte wissen können, daß das Wasser 15 Ellen hoch über alle Berge gestanden hätte, da die höchsten Berge der Erde damals unbekannt waren. Er gesteht dann zu, daß bei den gegenwärtigen physika- lischen Verhältnissen der Erdoberfläche und ihrer Atmosphäre schwerlich das erforderliche Wasser herbeizuschaffen sein würde, aber die Physik könne nicht beweisen, daß diese Verhältnisse damals ebenso gewesen wären. Es sei aus dem Bergbau bekannt, daß allenthalben in den unterirdischen Teufen Wasser zuströmen, und möglich, daß weiter hinab ungeheure Wasserbehälter lägen. „Wenn diese durch Mittel, über welche die jezige Weltordnung nicht disponi- ren kann, hervorbrachen, wenn ferner durch Mittel derselben Beschaffenheit eine immense Regenbildung zu Stande kam, so kann selbst eine solche wissen- schaftliche Betrachtung, die eine göttliche Causalität nicht zulassen will, die Möglichkeit einer dadurch entstehenden totalen Ueberschwemmung nicht negiren.“

Dieser Satz ist unglücklich gerathen, es ist eben die Frage, ob die biblische Erzählung mit der jezigen Weltordnung übereinstimmt oder nicht; wenn man bei jeder Gelegenheit neue Weltordnungen voraussetzt, leugnet man dadurch grade die Uebereinstimmung des Erzählten mit der Naturwissenschaft. Wagner räumt ausdrücklich ein, daß alle Versuche, die Herbeischaffung einer solchen ungeheuren Flut auf physikalischem Wege zu erklären, völlig gescheitert seien, und steht sich daher genöthigt, den alten läppischen Einwand zu wiederholen, daß die Naturwissenschaft nicht allwissend sei und daher doch manches möglich sei, was uns unmöglich scheine. Es ist aber völlig gleichgiltig, was die Naturforscher wissen oder nicht wissen, glauben oder nicht glauben, ob man an einer gestreiften Hyäne unerwartet ein wunderliches Gebiß gefunden, oder

ob die Leute früher Eisenbahnfahrten für unmöglich gehalten haben, (denn solcher Art sind seine argumenta ad hominem); es kommt nur darauf an, ob etwas nach den Prämissen, welche die Naturwissenschaften geliefert haben, logisch denkbar ist oder nicht. Hierüber brauchen wir uns mit Wagner nicht weiter zu streiten, denn er weiß keine Kraft zu nennen, welche das Wasser so hoch hätte heben können (S. 532). Die Emportreibung des Wassers durch unterirdische Kräfte will er selbst nicht gelten lassen, das Hinaufziehen durch andere Weltkörper ist undenkbar, und da bleibt ihm denn nichts Anderes übrig, als unmittelbar auf Gottes Willen zu recurriren. Das heißt aber wenigstens nicht die Möglichkeit der Sündflut physikalisch erklären.

Daß die Sündflut 15 Ellen über die höchsten Berge gegangen, sagt er ferner, das habe Noah wol von demselben erfahren können, der ihn die Arche hätte bauen heißen. Man sieht zwar nicht ein, warum Noah, der die Höhe der höchsten Berge nicht kannte, dies grade erfahren mußte, aber hierin müssen wir uns bescheiden. Befremdender sind die folgenden Sätze: „Noch ist zu bemerken, daß die Höhe der Sündflut nur dann so übertrieben erscheint, wenn wir sie nach dem Maßstabe unseres eignen Leibes messen, während sie im Verhältnisse zur ganzen Erdmasse — eine unbedeutende Zugabe ausmacht. So steht die Flut zur Erdmasse in keinem größeren Verhältnisse als allgemein profuse Schweiß zur Körpermasse des Menschen. Wenn der Lebensproceß diese in solchem Maße aus dem Innern hervortreiben kann, warum nicht der chemische oder physikalische Proceß einer Wasserproduction über die ganze Erdoberfläche? Das eine ist am Ende ebenso leicht oder so schwer als das andere thunlich und erklärlich“ (S. 524). Man muß wirklich mit allen Gründen zu Ende sein, wenn man zu solchen unverantwortlichen Analogien greift!

Bei den geologischen Bemerkungen erfahren wir ferner, daß die Sündflut keine deutlichen Spuren auf der Erde zurückgelassen habe und der Verfasser läßt sich an der Erstrebung des negativen Beweises genügen, daß die Geologie das Dagewesensein der Sündflut nicht gradezu negirt.

Wie Noah die verschiedenen Thiere habe sammeln und in die Arche bringen können, ist eine weitere erhebliche Schwierigkeit, der Verfasser beseitigt sie aber leicht durch die Behauptung, daß sich die Thiere bis dahin noch gar nicht über die Erde zerstreut hätten, die Arche meint er ferner, wäre auch gar nicht zu klein für alle Thiere gewesen, denn man werde (!) zu der Ueberzeugung kommen, daß viele vermeintliche Thierarten nur Spielarten seien (ursprünglich von einem Paare abstammten); es seien auch nicht lauter erwachsene Thiere nöthig gewesen, sondern zum Theil hätten Junge, ja selbst Eier mitgenommen werden können.

„Man hat auch die Besorgniß gehegt, fährt er fort, daß die Fleischfresser einen großen Theil der Arten vernichtet haben möchten; nimmt man die er-

währte Beschränkung zu Hilfe (nämlich die Mitnahme von jungen Thieren) und bedenkt man vor allem, daß in der Arche die Thiere nicht in dem behaglichen Zustande einer Menagerie zusammenlebten, sondern daß das furchtbare Toben der Wellen und das Brausen des Sturmwindes sie mit Todesschrecken erfüllte, so wird den Fleischressern wol die Lust nach Raube vergangen sein und sie werden sich mit der zugewiesenen Speise begnügt haben; zudem waren die Thiere in Abtheilungen geschieden und da überdies die beiden untern Stockwerke wenig Licht gehabt haben, so wird unter so ungewöhnlichen und schauerlichen Verhältnissen allen nicht mehr Speise nöthig gewesen sein, als sie zur höchsten Nothdurst erforderlich hatten. Ein Theil der kaltblütigen Thiere konnte vielleicht auch die längste Zeit in Lethargie zubringen.“ Später führt er das weiter aus und sucht gegen Pfaff zu beweisen, daß in der Arche auch für Futter Platz genug gewesen sei, wenn Noah nur statt Heu Korn mitgenommen hätte, und daß er mit seiner Familie auch wol Zeit gehabt hätte, alle Thiere zu füttern, wenn er ihnen das Futter gemeinschaftlich vorgeworfen u. dgl. mehr. Endlich aber verzweifelt er doch selbst an seinem Beweise und sagt:

„Gestehen wir es nur unumwunden ein, daß jeder Versuch, die Allgemeinheit der Sündflut, die Zusammenbringung und Erhaltung der Thiere in der Arche und ihre nachherige Verbreitung über den Erdboden zu erklären, ohne dabei die unmittelbare Leitung Gottes zu Hilfe zu nehmen, vollständig mißglücken muß. Wir können ohne weiteres zugeben, daß alle diese Ereignisse mit den bereits paratliegenden Mitteln durchgeführt werden konnten, wir müssen dagegen aber auch die Nothwendigkeit einer Potenz, die im Stande war, augenblicklich über alle diese Mittel zu gebieten und sie nach ihrem Zwecke zu benutzen, anerkennen; diese Potenz ist Gott. Wer jedoch von Gottes unmittelbaren Eingriffen in seine Schöpfung nichts wissen will, dem muß nothwendig der ganze Bericht von der Sündflut und ihren Folgen als ein Märchen erscheinen.“ Wenn Wagner das vorangestellt hätte, so hätte er sich alle weiteren Erörterungen ersparen können, denn wenn er doch Gott unmittelbar in die Naturgesetze eingreifen lassen muß, wozu denn noch mit dem Beweise sich abmühen, daß bis zu einer gewissen Grenze die Naturgesetze allein ausreichend gewesen seien?

Gewiß hat Wagner mit seinen Auseinandersetzungen seiner Glaubenspartei keinen Dienst erwiesen. Er ist einestheils zu offen in dem Geständniß der Absicht und des Mißlingens seiner Bemühungen gewesen, andererseits fordert er durch seine allzu spitzfindigen und nicht selten kindischen Erörterungen zu sehr den Zweifel und den Spott heraus. Wir glauben, daß dagegen selbst der stärkste Glaube, vorausgesetzt, daß er ein unbefangener wäre, nicht Stich halten würde und können alle noch Zweifelnden auffordern, sich durch Wagner überzeugen zu lassen, daß die biblischen Berichte mit den Lehren der Natur-

wissenschaft schlechterdings nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind. Stahl hat von seinem Standpunkte aus ganz recht, seine Glaubensgenossen vor jeder Verbündung mit andern Wissenschaften zu warnen, sie verwunden sich selbst an diesen, und schließlich bleibt ihnen nichts übrig, als auf deren Unzulänglichkeit mitleidig herabzusehen, und trotz derselben vermöge der Allmacht Gottes alles für möglich und factisch zu halten, was ihre Dogmen einmal verlangen. Wenn sie fest und einfach bei dem Sage blieben, was in der Bibel stehe, sei buchstäblich wahr, jeder Widerspruch werde sich von selbst früher oder später als irrthümlich erweisen und bedürfe gar keiner Berücksichtigung, so würden sie uns das traurige Schauspiel eines kleinlichen Deutels ersparen, welches sie selbst ihren Gegnern sonst so bereitwillig zum Vorwurf machen. Wahrlich eine traurige Religion, deren Anhänger die Uebereinstimmung ihrer Dogmen mit andern Wissenschaften durch dialektische Kunstgriffe aufrecht zu halten, sich zu drehen und zu wenden genöthigt sind, sobald in jenen neue gefährliche Entdeckungen gemacht werden, und die doch immer befürchten müssen, daß das ganze künstliche Gebäude einmal plötzlich über den Haufen fällt. Es ist nicht zu verwundern, wenn man, einmal auf diesen falschen Weg gekommen, das Verständniß selbst für eine so einfache Erzählung, wie die Schöpfungsgeschichte, verliert und das Erhabene derselben ohne Scheu durch Sophismen zerstört.

Das Großartige der mosaischen Schöpfungsgeschichte liegt, wie Wagner selbst hervorhebt und wie jeder Unbefangene gleich fühlt, darin, daß sie uns ein einfaches und unvergeßliches Bild von der Allmacht Gottes und dem Schaffen aus Nichts gibt. Es ist in den ersten Versen kein Wort, welches nicht einen tiefen Eindruck auf ein empfängliches Gemüth machen müßte: die Finsterniß und Dede der Erde, das Schweben des Geistes Gottes über dem Wasser und dann auf das bloße Wort Gottes das plötzliche Hervorbrechen des Lichts, das alles ist nicht schöner und erhabener zu denken. Soll man aber dabei immer für sich hinräsonniren: Ja Gott schuf im Anfang Himmel und Erde, aber die bösen Engel ruinirten sie ihm, und da mußte er wieder von vorne anfangen; das Licht ward zwar, aber es war nur eine Art Nordlicht; der Schöpfer machte die Sonne freilich, aber sie war schon vorher da, sie fing nur an zu leuchten, — dann wird die ganze wunderbare Erzählung ihrer Erhabenheit entkleidet und man nimmt Anstoß daran, daß Moses sich nicht besser ausdrücken konnte. Wir haben es dagegen stets für gleichgiltig gehalten, ob die biblische Schöpfungsgeschichte mit der Naturwissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen sei oder nicht. Gewiß ist, daß die Bibel zur Förderung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nichts beigetragen hat und daß keiner von den Schriftstellern derselben in dieser Beziehung über dem Standpunkte seiner Zeit stand; Moses insbesondere nicht über dem der unmittelbaren sinnlichen Anschauung. Eine Offenbarung naturwissenschaftlicher Lehrsätze anzunehmen, ist ja auch an sich absurd.

Es ist daher sehr thöricht, jede neue astronomische, physikalische oder geologische Theorie immer wieder in die Schöpfungsgeschichte hineinpfeifen zu wollen und dadurch die Religion von den Streitigkeiten auf dem Katheder abhängig zu machen. Der religiösen Empfindung genügt die mosaische Schöpfungsgeschichte, wie sie ist (nicht wie sie Wagner und Genossen machen wollen) vollkommen. Sie ist kein kindisches Märchen, worüber man spotten könnte, sondern eine tiefe und ergreifende religiöse Poesie, und sie besitzt dieselbe innere Wahrheit, wie jede wahre Poesie.

Literatur.

Neue Reiseliteratur. — Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. Erster Band. Leipzig, J. J. Weber. — Gute Bildung, achtungswerthe Gesinnung, ein bisweilen recht glücklicher Humor, frische treue Farben zur Schilderung von Dingen und Menschen und eine ziemlich scharfe Beobachtungsgabe wirken zusammen, um diesem Buche einen hervorragenden Rang unter der neuesten Literatur über Amerika zu sichern. Der Eintritt gebildeter Deutschen in das amerikanische Treiben ist selten von guten Folgen für sie gewesen. Die einen wurden zu unbedingten Beherrschern der „Musterrepublik.“ Andere und zwar die meisten, fühlten sich so abgestoßen, daß sie auch das Weiße für Schwarz ansahen, verzweifelten, klagten und schimpften. Viele gingen im Parteiwesen, einige auch in dem Schmutz des gemeinen Egoismus unter. Wenige behielten einen klaren Blick, ein unparteiisches Urtheil, sehr wenige heitere Laune. Fröbel ist durch seine gute Natur und seine Bildung vor solchen Verlusten bewahrt worden. Er hat Gelegenheit gehabt, auch die bessere Gesellschaft des Nordens kennen zu lernen, er hat die Hauptfragen, um die es sich in den Vereinigten Staaten handelt, gründlich studirt und erwogen. Er hat uns ein sehr verständiges, nur etwas zu weit ausholendes Urtheil über die Sklaverei, eine dankenswerthe, nur bisweilen etwas zu doctrinäre Darstellung des Parteiwesens, anschauliche Bilder aus Virginien und eine Schilderung der Natur und der Menschen in Centralamerika geliefert, die vielleicht die beste ist, welche bisher geschrieben wurde und mit der das scherzersche Buch über denselben Gegenstand keinen Vergleich aushält. Wir behalten uns vor, in einem der nächsten Hefte der Grenzboten einige Auszüge zu geben, die sich auf die für uns interessantesten Gegenstände: Sklaverei und Parteiwesen beziehen, und empfehlen inzwischen das Werk angelegentlich. —

Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin von H. Schlüter. Erster Band. Hannover, Karl Rümpler. — Dieser erste Theil enthält im Wesentlichen die Resultate der Beobachtungen des Verfassers während eines Aufenthalts in Venedig, welcher von Anfang October 1855 bis gegen Ende April 1856 dauerte. Der Verfasser hat sich in dieser Zeit fleißig umgesehen unter den Bildern der Kunst wie unter den lebendigen Bildern in den Straßen und in den Häusern. Er hat zu den erstern ein gutes Verständniß und die Liebe mitgebracht, die sich auch in das Detail versenkt, zu den zweiten Unbefangenheit, humanen Sinn und Freude an dem, was